

Die Schlaraffenland

Nr. 49

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

Schlaraffenland.

Erzählung von Wilhelm Schmidt.

(Fortsetzung.)

Martieche hatte jedem eine Zahl gegeben und rief von Zeit zu Zeit, ohne stehen zu bleiben, alle Zahlen mit lauter Stimme aus. Dann erfolgte auf jede Zahl ein lautes: „Hee!“

Der Regen strömte weiter und weiter, ohne schwächer und ohne stärker zu werden, zu einem mitleidlosen Gleichmaß. Den Kindern lagen die Haare längst so glatt um den Kopf wie ein dünnes nasses Tuch, von dem Zipsel auf allen Seiten herabhängten. Und von den Zipseln rieselten unablässig kleine Wächer jedem silbers Gesicht, drängten sich zwischen Kleider und Körper und kleben fast am Leib hinunter. Aus jedem Nerven troff das Wasser in diesen Glässen zur Erde. Es war längst nicht mehr möglich, sich mit den Nerven das Wasser aus dem Gesicht zu wischen.

Und doch ging der ganze Zug ohne Rügern weiter, ohne schneller zu werden, ohne langsamer zu werden, obwohl eine Stunde der anderen folgte und obwohl die eine ebenso naß, ebenso schwarz, ebenso unendlich lang war wie die andere. Aber es lebte eine Kraft in den Beinen, die die Beine hob und wieder hob, die von der Großen in der Mitte, die von jedem der anderen rechts und links auszuströmen schien, die die kleine, stumme Schar unaufhaltsam, wie ein Wind, der im Rücken saß und das Gehen leicht machte, vorwärts schob.

Auf die Recker folgten Weiden, auf die Weiden wieder Recker — es war ein immerwährendes Wechseln, nur das Plauschen des Stromes, das eintönig aus der un durchdringlichen Dunkelheit drang, blieb unverändert, unterdrückte jede verschwiegene Angst, jeden ängstlich ausgesprochenen Zweifel, ob der Weg noch der richtige war.

Die vier Stunden waren längst vorbei, und immer noch schritten sie aus, ohne gegen die Wand der Berge zu stoßen.

Einmal hörten sie von irgend einem Dorfe her, abseits im Lande, hallende, vom Regen halb überraschte Stundenschläge. Das war die Zeit, wo ihnen im Sommer schon die Mutter die Decke vom Bett, in dem sie zu zweien und dreien schliefen, wegzog; wo sie anstehen und, ehe sie zur Schule gingen, im Lehmbrocken arbeiten mussten; die Zeit, wo es im Sommer schon Tag war. Ging sie so lange schon? Aber nun konnte doch auch der Tag nicht mehr weit sein. Und wenn der Tag da ist, wenn diese schwarze, unheimliche, furchtmachende Dunkelheit gewichen ist,

dann werden sie nur sich sehen können, dann werden die sieben Berge ganz nahe vor ihnen sein, so daß sie sie mit den Händen anfassen können.

sondern mit einem Male da war. Das Schwarz um sie her wurde zu einem Grau, das in wogender Bewegung schien, so als ob unzählige, schwarze Punkte und unzählige, weiße Punkte sich wie Mücken die einen um die anderen drückten. Der Streifen wurde so schnell breiter, daß man ihn wachsen sehen könnte. In dem Weiß waren schon die Morisse ungeheuerer Wollensäume zu erkennen; zugleich wehte den Kindern plötzlich eine kalte Luft durch die nassen Kleider an den Leib.

Schon sahen sie auch eine Strecke weit auf den Strom hinaus, der sein Wasser vorbeischob wie am vorigen Tage, so, als ob sich in der Nacht nichts ereignet hätte. Der Uferboden zu ihren Füßen aber ging so weit, als das Grau sie sehen ließ, schien ohne Ende, neben ihnen, hinter ihnen und vor ihnen.

Krähen flogen auf, flogen mit dem Zuge, als gehörten sie dazu, hätten sich auch mit verabredet, in das neue Land zu gehen.

In dem Weiß des Streifens, der wuchs und wuchs, zeigten sich nun einzelne Bämme, entblättert, stumps, einsame, rätselhafte, unscheinende Weidenstämme genannte, die sie von ihrem Ufer aus in der Ferne sahen sahen. Dann erschien der Rand eines fernen Waldes; schwarz und unbeweglich stand der Wald da wie der Walb bei ihnen. Daselbe große Gesicht, das sie aus der Natur ansah bei ihnen da unten, sah die Kinder auch hier oben an. Dazu der Regen, der Regen — wie immer.

Der Zug stockte, die Kinder gaben leise, stöhrende Seufzer von sich, schienen verzweifelt und stehen bleiben zu wollen: waren sie nun so lange gegangen, und es war immer noch so, wie es immer gewesen?

Sie fühlten plötzlich ihre Müdigkeit, verspürten die Kälte des Regens, sahen, wie der Hauch einem Jeden wie eine Wolke vor dem Mund stand. Sie ließen die Köpfe hängen, standen endlich wirklich da, gingen nicht mehr weiter, sahen eines das andere an, sahen verwundert, wie jedes blaß und abgemagert war und merkwürdig weite, tiefliegende Augen hatte, fassten sich, wie in einem Schlagbedürfnis, alle bei den Händen, standen da und sahen angstvoll der Großen nach, die, zwischen Bruder und Hund, unbekümmert weiter ging, die nackten Füße aus den Schollen zog, einen Platz suchte, die Füße aufs neue hinzusehen. Dabei hielt sie den Kopf immer vorgestreckt, ging ganz aufrecht, obwohl sie sonst immer müde und nach vorne gebogen wie eine Alte einherging.



„Mir friert.“
Nach einer Zeichnung von Fritz Reiß.

Und immer weiter: Fuß vor Fuß, alle die Köpfe vorgestreckt und in die Finsternis spähend, nach den Bergen hin.

Da zeigte sich zu ihrer Linken ein weißer Streifen, so breit wie eine Hand, der nicht allmählich gekommen,

Eindlich merkte sie, daß die anderen nicht mehr hinter ihr waren, drehte sich um und rief: „Wat — wollt ihr schon mbb wiße — noch e blzche, dann seu mer dor!“

Aber die Kinder blieben stehen; es entstand eine Aufregung unter ihnen, die eine fremde, neue Ursache hatte. Marieche ging zurück, und es stellte sich heraus, daß der Junge, der den Ziegelsstein mit sich getragen, fehlte. Angst und Verwirrung zeigten sich auf allen Gesichtern: er war im Dunkel versunken, was war ihm geschehen?

Aber da sang ein Mädchen, eines der Neuesten, zu sprechen an, das bis jetzt den Mund noch zu seinem Wort geöffnet hatte: „Mä — er es zorbek gelange, er well ons verrabe, er well et singem Batter sage.“

Ein Geschrei entstand, alle wandten sich, wollten nach Hause. Selbst Mariechens Gesicht zeigte einen Augenblick einen erschreckten Ausdruck: Jösses Mario, der erste, der halte mitgehen wollen, war der erste, der umkehrte; die Männer werben kommen, sie schlagen, zurückholen.

Aber dann rief das Mädchen schnell, listig: „Do — seht — do seu de Virgl!“

Die Kinder sahen um, hastig — aber da war nichts als Regen.

„Hei!“ rief das Mädchen, und ihr Gesicht strahlte, als ob sie wirklich die Berge sehe, „de sive Virg, de sive Virg! Ech sin se, ech sin se! Esu huh, esu huh! Do seu Bööm drop on Wiese . . .“

Die Kinder drängten zusammen, streckten die Köpfe vor — aber nichts als der Regen war da.

„Och, Nehr sed zo klein, Nehr seht et nit.“ Marieche nahm einen drei Spannen hohen Burschen auf den Arm, hob ihn hoch und sagte: „Sihls Du se, sag, sihls Du de Virg? Sihls Du, wie sie ston do, alle sive, esu huh wie die Wolke? Saag jao — saag jao . . .“

„Jao,“ sagte der Junge, nachdem er eine Weile unglaublich geschaunt hatte.

„Och sin — och sin!“ riefen alle.

„Mä — vorwärts! Nur en Stond noch, en halbe — dann seht ihr se all, dann seu mer dicht drau . . .“

Und weiter ging der Zug, trippelnder, unanschaulicher als je. Mariechens Bruder, den die Schwester zeitweise auf dem Arm trug, wollte sogar von dem Arm hinunter, wollte mitlaufen, lief sogar allen anderen voran mit seinen kurzen Beinen, die in Hosentaschen steckten, die bis auf die nackten Zehen herabhingen. Dabei sah er mit seinen schwarzen Augen, die er von der Mutter hatte, während das gelbe Haar der Schwester vom Vater kam, immer nach vorne aus, nicht starrend und stumm wie die anderen, sondern jauchzend und geschäftig.

„Hat Nehr Hunger?“ fragte die Große lachend, schon sicher, eine solche Frage stellen zu dürfen.

„Mä — nü,“ kam es auch wirklich von allen Seiten zurück.

Sie kamen an ein Stück Straße, das braun und breit, mit tief ausgesfahrenen Karrenspuren, durch grünes Weideland führte; denn hier hatten die Weiden alle noch ihre spitzen, grünen Blätter, und es schien den Kindern auch zuweilen, als ob eine mildere Luft wehe und als ob die Regentropfen langsamer fielen. Sie bildeten nun drei Reihen, die Kinder jeder Reihe nahmen sich bei den Händen; die Große ging in der Mitte der vordersten Reihe, schneller ausschreitend als bis jetzt, die kleinsten der Kinder zu beiden Seiten neben sich. Das hinterste Kind, das stechende Schmerzen am Fuß verspürte, kroch sogar mit, setzte Hände und Füße unentwegt in den Boden, hielt den Kopf immer vorgestreckt, um nicht später als die anderen die Berge zu sehen, und bewegte sich auf diese Weise fast so schnell wie die anderen vorwärts. Und niemand lachte darüber, wie es sonst wohl geschehen wäre, alle schienen es natürlich und selbstverständlich zu finden, warteten hin und wieder, um das Kriechende beikommen zu lassen.

Und mit einem Mal begannen sie zu singen:

Der Frühling ist gekommen,
Macht Tür und Fenster auf!

Alle stimmten ein, als ob wirklich Frühling sei, sangen, wie sie's in der Schule gelernt hatten, mit hellen, klaren Stimmen, immer die Augen dahin gerichtet, wo die Berge sich zeigen müssten.

Ein Mädchen trug ein sonderbares Kleid. Es war nichts anderes als ein Unterrock der Mutter, in den oben Leder geschnitten waren für zwei Kerne aus anderer Farbe. Das Kleid war so lang, daß das Kind es wie eine Dame aufheben musste und doch immer hineintrat. Kurz entschlossen schnitt ein Junge, der ein gesundenes Messer mit sich trug, das, was zu viel war an dem Kleid, herunter. Jetzt reichte es nicht mehr weiter als bis zu den Knieen, wie die Kleider der anderen Mädchen; es zeigte sich aber auch, daß das Kind wohl Schuhe, aber keine Strümpfe trug.

Die Große vorn sang mit klarer, durchdringender Stimme über alle übrigen weg, war den übrigen Stimmen immer etwas voraus, um sie mit sich zu ziehen, gab durch kurzes, eckiges Wiegen des Kopfes den Takt an — alles, wie sie es von der Lehrerin, die sie überhaupt in allem, in Stimme, Gebärde, Bewegungen nachzuahmen schien, gelernt hatte.

Und da — was war das? Der Streifen links am Himmel war nicht, wie im Anfang, langsam weiter gewachsen, sondern der ganze Himmel hatte mit einem Mal, so weit er war, jene weiße Farbe angenommen. Der Regen hatte aufgehört, nur von den Weiden fielen noch Tropfen, und hinten, gerade über der Öffnung der Straße zeigte sich ein dunkler, hoher, spitzer Berg, der nach beiden Seiten, allmählich und gleichmäßig fallend, hinunter glühte. Eine weiße Wolke stieg an ihm von unten herauf in die Höhe glühte nach dem Gipfel hin, ging an ihm entlang, wie um sich einen geeigneten Platz zum Ansiedeln zu suchen, stieg sich dann plötzlich ab und zog schnell davon, nahm alles, was an kleinen Wolken da war, mit sich. Ein Blendend und Schimmernd ging durch die Luft, so daß die Kinder die Augen klein machen mussten, und die Spitze des Berges strahlte mit einem Schlag im funkelnden Gold. Aber dann — unverhehens — war wieder alles ein Grau, ein Grau. Auch der Regen war wieder da, erst in diesen Tropfen, dann in endlosen Fäden. Weiter ging der Zug, schneller, trippelnder. Die fiebhaft Erregung der Kinder, die während des Singens einer ruhigen, nicht mehr überlegenden Sicherheit Platz gemacht hatte, war nun wieder da, stieg aufs höchste. Alle Backen glühten, die Augen brannten. Kein Wort war mehr zu hören — ein letztes, feierliches Schweigen lag auf allen, so nahe war ja das neue Land, waren ja all die Wunder, war das Strahlen.

Zwischen den Nuten der Weiden durch war der Strom bis an sein anderes Ufer zu sehen. Dort zeigte sich ein Dorf, schöner als das, das die Kinder kannten. Kleine, weiße Häuser waren dicht an das Wasser gebaut, standen alle in einer ordentlichen, geraden Reihe da. Jetzt sangen sogar die Glocken zu läuten an; ganz deutlich war es durch den Regen hindurch zu hören.

Auch ein Schiff trieb langsam, ohne Segel, den Strom hinunter, allein es war niemand darauf zu sehen, als der Mann am Steuer, der bewegungslos, schwarz, wie aus Holz, stand. Über Dorf und Schiff schienen den Kindern schon nicht mehr aus der gewöhnlichen Welt zu sein, schienen schon der neuen, strahlenden Welt anzugehören. Niemals schneller schlügen den Kindern die Herzen. Füße und Hälften, die sie seit einer Stunde dahin schleptten, als ob sie aus Blei gefertigt seien, schmerzten sie nicht mehr, sie spürten die Füße nicht einmal mehr, trugen die kleinen Hälften gerade wie Soldaten und trippelten immer schneller und unanschaulicher. Wie ausgeschüttete Steine klangen all die kurzen, verschwinden Schritte auf dem Boden. Nur ein bißchen noch, nur noch so weit, wie sie jeden Tag zur Schule brachten: dann war der Berg da, den Berg hinauf — und das neue Land lag vor ihnen da. Wenn sie an das Land dachten, sahen sie um keine bestimmten Bilder mehr — es war alles nur noch ein einziges Strahlen, hin und wieder tauchte ein weißes Kind auf, das lachte und

etwas in den Händen hielt, dann über dem Kind viele, Kopf über Kopf, einen Hügel hin alle weiß, alle lachend.

Ein Bauer in blauem Kittel, der einen Esel angespannt hielt und an einem Strick ein braunes Kalb mit sich zog, kam ihnen entgegen.

Die Kinder atmeten nicht vor Schrecken, der Mann sah durch den Regen durch wie ein Geist aus. Der Mann ging aber an den Kindern vorbei, ohne sie anzusehen, trat nicht einmal mit dem Fuß auf den bellenden Hund aus.

Aber nun kam ein Hindernis, an das sie gebacht hatten. Ein Fluss zog sich, breit, schmäler als der Rhein, und doch so breit, selbst von den stärksten geworfenen Steine einmal seine Mitte erreichten. Er kam seitlich dem Land und floß in den Rhein hinein, aber seine Strömung war nicht so stark wie die des Rheins und seine Färbung eine andere. Er war, bis unbeschreibbare Ferne, von niederen Welden gebildet und geben, in das hier und da kahle Stellen gehüllt waren. Eine unermessliche Menge liegegeheimer Bögen und großer wie Guten, strich mit unaufhörlich kurzen, schreitenden Lauten, die manchmal von Menschen herzukommen schienen, über das Wasser über die weite, ebene Fläche des Gebäsches hin.

Dennoch die Kinder verloren keinen Augenblick die Besinnung, als sie das unbekannte Wasser jahrlang für sie gab es jetzt kein Halten mehr. Marieche, die den anderen zwei Jahre in der Schule voraus war und mehr wußte, rief sogar wie im Jubel: „Die Sieg! Die Sieg!“

Schnell trippelten alle, wie Amelien, die ein plötzliches Hindernis floßen, am Wasser vorbei in ungeregelter Haufen. Ein jedes spähte, den anderen vor, so daß Marieche, um nicht zurückzubleiben, längere Schritte machen musste. Als sie behielt ihre Ruhe, prässte mit scharfen Augen immer die nächste Strecke des Ufers, rief endlich: „Do lidd eue Maache ansebungel!“

Alles frimunte die Arme, streckte die Fäden vor und ließ so, mit hochgehobenen Füßen, ohne zu sprechen, immer in dem feierlichen, aufs Höchste regten Schweigen.

Als die Große kam, war der Nachen schon zur Spitze, die ins Wasser hineinstand, mit den Kindern, laut atmenden Kinderhaufen angefüllt. Während sonst bei einer solchen Gelegenheit alle nur ein Streiten und Schlagen war, saßen sie nun wohlgeordnet, in zwei Reihen auf den Längsbänken. Drei Kleine hockten zwischen den Füßen der anderen auf der Erde, die Köpfe aus dem Hals gehoben, um über die Schultern der anderen wegsehen können. Ein Mädchen, das ein rotes Kleid trug, über welches der Regen misfarbene Streifen gezogen hatte, kniete frierend im Winkel der Spitze. Den Pfosten war eine Lücke gelassen für die Bewegung der Kinder, die Kinder waren schon eingehoben und ins Wasser gelegt — so schnell war alles geschehen, daß niemand wußte, wer es getan.

Sahen da, kaum die Bank berührend, auf die Hände gestützt, bereit, gleich wieder aufzustehen, aus den Füßen zu springen und die Füße wieder in Bewegung zu setzen, zitternd, hastig, atmend, wortlos, immer in den weiten, brennenden Augen, die, obwohl sie gleich gegen die Wand der Weiden trafen, durch die Weiden hindurch in die kommende Ferne zu sehen schienen. Alle hielten den Mund weit offen und schmatzend, ausgetrocknet; nun, nachdem der Körper seine gewohnte Bewegung verloren hatte, nicht mehr die Beine fortsetzen konnte, waren mit einem Male die Schmerzen wieder da. Überall am Körper machten sie sich bemerkbar: die Füße brannten in den Schuhen wie zwei Feuer, auch im Magen schwamm ein Feuer zu sitzen; die Schenkel waren lahm, hart, wie mit Stocken zu Holz geschlagen, und im Kopf saß etwas, das größer und größer wurde, die Augen aus den Höhlen trieb, die Backenknochen auseinanderriss, den ganzen Kopf sprengen wollten. Aber über alle Schmerzen hob sich das Strahlen, das hinter den Weiden lag, das schon blendete, seine Wärme entgegenschickte.

(Fortsetzung folgt)

Die Weltstrassen des Ozeans.

Von J. Wiese.

Sit drei ärmlichen Karavellen von je 150 Tonnen Gehalt verließ Columbus in der Absicht, den Seeweg nach Ostindien aufzusuchen, am 3. August 1492 den Andalusischen Hafen Palos. Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie mangelhaften und wie ungerechtfertigten nautischen Hilfsmitteln dieser Seefahrer sein Schicksal und die Ausführung seiner Pläne anzuertragen gewußt war, so müssen wir die Nüchternheit des Entdeckers doppelt bewundern und darüber staunen, daß sein Wagnis von Erfolg gekrönt wurde. Noch lag die Schifffahrtswissenschaft fast ganz in den Windeln; nur den Kompass, das Astrolabium, das Meteoroskop und den Zirkustab des Regiomontanus vermochte die Wissenschaft den Seefahrern auf die Messe mitzugeben, Instrumente, die bei all ihrem großen Werte für das Messen auf hoher See, doch zu genauen Ortsbestimmungen und Entfernungsmessungen nicht ausreichend waren, und an deren Stelle erst später durch die Forschungen eines Steppler, Newton, Hale und Mercator zuverlässigere Hilfsmittel getreten sind. Am 11. Oktober 1492 landete Columbus auf St. Salvador; 70 Tage waren zur Durchquerung des Ozeans erforderlich gewesen. Wohl möchte damals selbst Columbus kaum ahnen, von welcher Bedeutung seine Entdeckung werden sollte. Der Schwerpunkt der europäischen Kultur wurde verschoben, eine völlige Umwälzung des Verkehrs vollzog sich, und neue Ideen, neue Beziehungen traten an die Stelle der alten Handelsverbindungen, die sich nur wenig über Europa und über das Gebiet des Mittelmeeres hinaus erstreckt hatten. Um diese Umwälzung in ihrer ganzen Tragweite zu überschauen, ist es nicht nur von Interesse, sondern auch notwendig, auf die gewaltige Rolle des Mittelmeerbeckens im Verkehrswesen einzugehen.

Unwillkürlich verknüpfen wir mit der Vorstellung dieses Meeres, seiner Buchten, Straßen und vielliegerten Festlandsküsten die Vorstellung seiner Hinterländer. Allmählich tritt das Naturbild immer mehr in den Hintergrund, wird zum Schauplatz strebender Menschen, zum Kultur- und Geschichtsbilde. Die Geschichte des Mittelmeeres beginnt mit den nautischen Versuchen der Phönizier. Wie dieses hamito-semitische Volk selbst auf dem Landwege an die seewärts gekehrten Abhänge des zedernreichen Libanon gelangt war, so fand es die Küsten des Mittelmeeres — die Festlandsküsten mit eingeschlossen — gleichfalls schon durch Einwanderung vom Festlande ans besetzt. Es fängt mit dem Auftreten der Phönizier eine neue Zeit der Besiedelung und Völkerüberlagerung an. Mitglieder eines Kulturvolkes, das sich zum Übermittler der Erzeugnisse alter schon bestehenden, meist an wasserreichen Strömen entstandenen Kulturländern emporgeschwungen hat, bringen in die unentwickelten Massen begabter Naturvölker ein und beschleunigen deren Entwicklung. Es gibt ein Zeitalter, in dem die Phönizier die ausschließlichen Herren des Mittelmeeres und damit des Welthandels sind; in diesem Zeitalter gehören alle Länder bis nach Zentralasien und Indien, bis zur Nord- und Ostsee zu den Hinterländern des Mittelmeeres. Was sich an selbständigen Kräften am Indischen Ozean regen mag, wird durch die Verbindungen mit dem Persischen Golf, mit Arabien und dem Roten Meere zu einem Anhänger der jeweiligen Oberherren des Mittelmeerhandels. Da, als auf einem unermesslich weiten Umwege die Seide Chinas und das Gold in den Welthandel gelangen, da wird auch der äußerste Osten Asiens in den Anziehungskreis dieser Handelsmittelpunkte der alten Welt hineingezogen.

Den Phöniziern folgten die Hellenen, diesen die Römer, ohne daß sich dieses Grundverhältnis anders gestalten würde. Gerade zur Römerzeit wurde die Idee der Mittelmeerkönenschaft erst Wirklichkeit. Die Römer, die Italiker und in der Kaiserzeit wohl noch andere Anwohner des Mittelmeeres haben die Hinterländer im weitesten Sinne des Wortes nicht

bloß mit dem Schwerte unterworfen, sondern auch ausgelöscht und ausgewichert, um Eigentum, Freiheit und Fortbestehen gebracht.

Der Vorhang fällt über die Kulturstätte der wirtschaftlich „in Grunde gerichteten“ Mittelmeerkonstellation, und die Kulturarbeit einer neuen Zeit fängt auf materiellem, wie auf idealem Gebiete, wenn auch nicht von vorn, so doch von neuem an. Lange Zeiträume gehen dahin, bis wir an den Küsten des Mittelmeeres zwei feindliche Religions- und Völkersysteme begegnen, die um die Herrschaft über das Mittelmeer, und dadurch über den Welthandel, miteinander kämpfen.

Zur Zeit der Kreuzzüge vollzogt sich eine Art von Ausgleich der ringenden Kräfte, von denen eben die eine der anderen nicht Herr zu werden vermag. Noch ist der Mittelmeerhandel, den man jetzt nach seinem wichtigsten Stapelplatz Levantehandel nennen kann, das Hauptstiel des Welthandels. Die wiederbelebten oder neu entstandenen Handelsplätze liegen noch immer am Mittelmeere; allen voran stehen Venetig und Genua, deren Macht und Einfluss von Indien bis zur Nordsee reichen.

Jedoch gegen das Ende des geschichtlichen Mittelalters nehmen sich die Anzelchen, daß die Alleinherrschaft des Mittelmeeres auf dem Gebiete des Handels zur Neige gehe. Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert hatte sich an den Küsten des baltischen und des deutschen Meeres die Hanse gebildet, die über ein unabhängiges, selbstgenügendes Handelsgebiet die Herrschaft führte.

Was an ähnlichen Vorgängen in den Gewässern des Indischen Ozeans stattgefunden haben mag, entzieht sich nach wie vor unserem Blicken. Kurz, die Welt gewöhnte sich an die Freimachung von den Handelsplätzen des Mittelmeeres. Da traten die großen Ereignisse des Entdeckungszeitalters ein: Der Seeweg nach Ostindien ward gefunden, und eine neue Welt erhob sich aus den Tiefen des Weltmeeres. Zur gleichen Zeit wurden durch das Umschreifen der Türkenherrschaft die christlichen Überländer aus der Levante hinausmanövriert und ihrer tausendjährige Verbindungen mit den ältesten Kulturländern der Erde beraubt.

Diese Tatsachen zusammengekommen bilden den Umschwung in der Geschichte des Mittelmeeres. Der Welthandel bewegt sich in neuen Bahnen und vereinigt sich in Handelsplätzen, die nicht in Winkel eines künstlichen Binnensees gelegen sind, sondern durch ihre Lage am Mittelmeer dem Seefahrer und dem Kaufmann günstigere Aussichten darbieten. Doch folgte den Zeiten des Verfalls bald eine Periode von hoffnungs- und erfolgreichen Versuchen, der veränderten Sachlage die möglichst günstigsten Seite abzugewinnen und in den Weltverkehr ohne jede Herrschaftsansprache als dauerndes Glied einzutreten. Schon im 18. Jahrhundert, nach den Siegen Österreichs über die Pforte, begann der Orientalhandel in mäßigen Ausdehnungen die Mittelmeergegenden zu beleben; auch das Vordringen Russlands an das Schwarze Meer blieb nicht ohne Folgen, ebenso die Eroberung des türkischen Staatengefüges.

Mühelig und nicht gerade übermäßig lohnend waren namentlich auffangs diese Versuche, sich über die Llungust der Verhältnisse durch eigene Anstrengung hinwegzuhelfen. Indessen nahte die Zeit einer wenigstens teilweise, kommerziellen Restauration des Mittelmeeres heran. Schon die Verbindung der Mittelmeerbächen mit den Hinterländern durch die neuen Verkehrsmittel des 19. Jahrhunderts brachte in den örtlichen Handel Schwung. Auch gelang es der Politik, die Levante und die Küsten Afrikas den Europäern immer zugänglicher zu machen, wenn nicht gar in deren Hände zu bringen. Das letzte und entscheidende Moment aber war die Erneuerung eines Gedankens, der schon zu den Zeiten der Pharaonen und Ptolemäer Leben gewonnen hatte, und noch zuletzt bei der Napoleonischen Expedition nach Ägypten wieder aufgetaucht war: Die Durchsteckung des Isthmus von Suez, die Schaffung eines ungehinderter abgekürzten Weges nach den Hinterländern des Welthandels, nach Indien, den Sundainseln, Ostasien und Australien. Als

sich im Jahre 1869 die Völker der Welt bei dem Schauspiel der Gründung des Suezkanals einfinden, setzen sie zugleich das Mittelmeer in seine Herrschaftsrechte auf dem Gebiet des Handels wieder ein.

Zum Heile der in den letzten Jahrhunderten neu entstandenen Handelsstaaten kann diese neue Herrschaft des Mittelmeeres nicht mehr eine Alleinherrschaft, wie sie es im Altertum und Mittelalter gewesen, werden, die neuere Zeit hat eben nur das im 16. Jahrhundert aus dem Welthandel ausgeschaltete Mittelmeer in denselben wieder eingeschaltet. Zugzwischen waren auch alle Schranken, die der menschlichen Bewegung auf dem Meere gesetzt waren, durch das Zeitalter des Dampfs gebrochen worden. Unbegrenzt standen von jetzt ab alle Meere offen. Ein Weltverkehr von ungeahnter Ausdehnung erstreckt sich bald über das Atlantische Meer, die erste Handelsmacht der Welt führt ihren Reichtum wesentlich auf ihre Stellung im Indischen Ozean, und die greifende Entscheidungen fallen an den Küsten des Großen Ozeans, der sich immer mehr zu einer Hauptstraße des Weltverkehrs herausbildet. Aus dem engen Rahmen der Binnensee hat sich der Weltverkehr immer weiter über die großen Ozeane ausgedehnt.

Die Weltgeschichte, elst auf einen Winkel des Mittelmeeres beschränkt, dann die Geschichte des Mittelmeeres ist zur Geschichte des Atlantischen Ozeans geworden und erstreckt sich heute bereits über das ganze Weltmeer. Die Küstenländer des Großen und Indischen Ozeans werden zum Schauplatz welthistorischer Entscheidungen.

Während sich der Verkehr in Europa über ungezählte Einzelstrecken zerstreut, wenn auch gewisse Oerlinien besonders hervortreten, während er sich in Nordamerika auf die den Erdteil durchquerenden Eisenbahnen konzentriert, müssen heute als die wichtigsten Straßen des Weltverkehrs die Küsten von der Nordsee und dem Kermekanal nach Nordamerika, demnächst nach Mittel- und Südamerika und die durch das Mittelmeer nach Indien und Ostindien betrachtet werden. Alle Weltstraßen, die von den Küsten der europäischen Großstaaten fortführen, gehen von den Seitenmeeren und Bucht des Atlantischen Ozeans im Norden, Nordwesten und Süden des europäischen Festlandes aus, im Norden von der Nord- und Ostsee, im Nordwesten von den Meerestellen zwischen Irland und der Iberischen Halbinsel, im Süden vom Mitteländischen und Schwarzen Meer. Sie alle führen durch die Biegungen zu zwei Meereugen, dem englischen Kanal und die Straße von Gibraltar, um den Atlantischen Ozean zu gewinnen, durch den der von der Natur allein gegebene Weg auch in die anderen Weltmeere führt. Erst der Suezkanal hat einen direkten Ausgang aus den europäischen Gewässern nach dem Osten hergestellt.

Die Routen, die den Atlantischen Ozean durchqueren, also zum amerikanischen Erdteil hinüberschließen, teilen sich deutlich in drei Zweige: einen nördlichen; der Europa mit dem nördlichen Teile des amerikanischen Festlandes verbündet, die nordatlantische Route; einen mittleren, der zu den Staaten und Inseln des amerikanischen Mittelmeeres hinüberschließt, die mittelatlantische Route, und einen südlichen, der zu den atlantischen Staaten Amerikas südlich vom Äquator führt, die südatlantische Route. An der östlichen Küste des Atlantischen Ozeans entlang läuft der Seeweg von Europa nach dem Westen und Süden Afrikas: die westafrikanische Route. Sich freimachend von den Grenzgebieten des atlantischen Westmittelmeeres, umgehen die beiden letzten Wege die Südspitzen Amerikas und Afrikas, um den östlichen Gebieten des Stillen Ozeans (Pacific) bzw. dem Indischen Ozean und durch seine Vermittlung den westlichen Gebieten des Stillen Ozeans zu zustreben. Auf der Westseite des Atlantik beginnt die atlantisch-pazifische Route, die die südatlantische fortsetzt und um Kap Horn oder durch die Magellanstraße an der langgestreckten Westküste des amerikanischen Erdteils hinaufführt. Auf der Ostseite des Atlantik bewegt sich als Verlängerung der westafrikanischen Route um das Kap der Guten Hoffnung herum die Straße

nach Indien, Ostasien und Australien. Sie war der von der Natur gegebene Seeweg nach Ostindien wie auch nach der östlichsten Afrikas. Seit einem Menschenalter hat sie ihre althistorische Bedeutung verloren; nur Segler sowie nach Australien gehende Fracht dampfer befahren noch die alte Kaproute. Der Dampferverkehr hat sich zum allergrößten Teile dem ältesten Wege durch den Suezkanal, der Suezroute, angewandt. Sie führt an den beiden Indien entlang nach dem äußersten Osten und nach Australien mit den benachbarten Inseln. Am Ausgang des Roten Meeres trennt sich von ihr die Straße, die an der östlichsten Afrikas gegen Süden hinunterläuft, diesseits des Suezkanals begleitet sie von Gibraltar an die nordafrikanische Küste. Beide Strecken zusammen bilden die nord- und ostafrikanische Route. Um den Seestraßenzug zu einem den ganzen Erdball umspannenden Kette zu machen, fehlt unter den bisher aufgeföhrten Routen noch eine den Großen Ozean durchquerende. Eine solche Route kann aber von den Küsten der europäischen Großmächte nicht ausgehen; denn wegen der gewaltigen Breite des Pazifik — er umfasst an seiner breitesten Stelle mehr als den halben Erdball — sind zur Erreichung seiner Ost- und Westküsten vom Atlantischen Ozean aus die Wege um Kap Horn bzw. das afrikanische Kap und durch den Suezkanal immer die nächsten. Sie treten in den Großen Ozean ein, führen an seinen Gestaden zu beiden Seiten entlang, durchqueren ihn aber nicht. Der direkte Verkehr von Europa nach den Südseeinseln bewegt sich in zu wenig regelmäßigen Bahnen und ist auch zu unbedeutend, um hier besonders behandelt zu werden.

Ein transpazifischer Verkehr geht nur von den Vereinigten Staaten aus. Für ihre pazifischen Häfen ist der nächste Weg nach den westlichen Küsten des Großen Ozeans der Weg quer über ihn hinüber. Zwei Richtungen lassen sich dabei, vergleichbar den transatlantischen Routen, unterscheiden: die Verbindung mit Ostasien und Indien, die nördliche transpazifische Route, und die Verbindung mit dem jenseits des Äquators gelegenen Australien und Neuseeland, die südliche transpazifische Route. Die Erledigung der Wege für den Seeverkehr der Union muss man im übrigen von amerikanischem Standpunkte aus betrachten, und den von der atlantischen und den von der pazifischen Seite ausgehenden Verkehr gleichzeitig trennen. Denn so lange nicht der Panamakanal vollendet ist, sind die Richtungen des überseischen Verkehrs für die atlantischen und pazifischen Häfen der Vereinigten Staaten ganz verschiedene. In nordöstlicher Richtung verbindet die ostpazifische Route die westlichen Unionshäfen mit den Häfen an der Westküste Mittel- und Südamerikas. Als Korrelat zu der atlantisch-pazifischen Route der europäischen Großmächte besteht natürlich auch eine solche der Vereinigten Staaten im umgekehrten Sinne, von den westlichen Häfen aus um Südamerika herumlaufend und sich im Atlantik in mehrere Wege teilend. Der eine ist der heutige Verbindungswege zwischen dem Westen und Osten der Union; auf ihm bewegt sich die große Küstenschiffahrt der Vereinigten Staaten. Die sich der östlichen Seite des Atlantik zuwendende Route dient in der Hauptsache dem Verkehr mit Europa; sie verläuft dort, wo Südamerika am weitesten gen Osten hervorragt, den Weg der großen Küstenschiffahrt nach den atlantischen Unionshäfen. Gleich am Kap Horn endlich wendet sich ein dritter Zweig der amerikanischen atlantisch-pazifischen Route nach Südafrika hinüber. So treffen sich die nach Westen und Osten gerichteten Arme des von der pazifischen Küste der Vereinigten Staaten ausgehenden Seestraßenzuges im westlichen Teile des Indischen Ozeans. Dem gegenüber muss natürlicher Weise das Seestraßenetz, das von der atlantischen Seite der Union sich nach den westlichen Gestaden des stillen Ozeans erstreckt, mehr dem der europäischen Großmächte ähneln. Die Kap der Guten Hoffnung- und Suez-Routen führen von der Ostseite der Vereinigten Staaten nach dem fernen Osten. In der östlichen Hälfte des Atlantik treffen auch die Wege, die von der Union nach dem Westen und Süden Afrikas gehen, die gleichen Wege

der europäischen Großmächte. Dasselbe gilt für den westlichen Teil der Atlantik hinsichtlich der süd-atlantischen Route der Vereinigten Staaten. Entsprechend dem Seewege der europäischen Großmächte auf dem europäischen Mittelmeer, verbindet die atlantischen Häfen der Union auch eine belebte Straße mit dem amerikanischen Mittelmeer. Wenn sie aber wie jene auch mehr der Küsten- als der überseischen Schiffahrt dient, soll sie hier dennoch, ebenso wie die ostpazifische Mittelmeerroute, behandelt werden, weil es gegenüber den von Europa kommenden mittelatlantischen Routen aus mehr als einem Grunde interessant ist, die Ausdehnungen der Beziehungen der Union auch zu dem mittleren Amerika zu veranschaulichen. Der Weg eindringlich, der von den atlantischen Unionshäfen nach der pazifischen Küste Amerikas bis hinauf wieder an die eigene pazifische Küste führt, wurde bereits von der umgekehrten Richtung aus erwähnt. Schließlich fällt noch die Route, die das atlantische Gestade der Vereinigten Staaten mit Europa verbindet, zusammen mit der südatlantischen Route der europäischen Großmächte.

(Fortsetzung folgt.)

2

Nürnberg.

Von Ernst Schur.

Nürnberg ist, verbaut es sich selbst. Nürnberg ist nicht durch die Natur begünstigt. Es liegt in sandiger Ebene, an einem beschiedenen Flüsschen; weder Wald noch Höhen schützen es.

Aber innerhalb dieser landschaftlichen Trostlosigkeit entwickelte sich vom ersten bis zum sechzehnten Jahrhundert ein so rühriges Leben, daß schließlich aus dem Markt eine Ansiedlung, aus der Ansiedlung eine Reichsstadt wurde. Nach mancherlei Schicksalen, nach verschiedenen Kämpfen um die Selbstständigkeit auswärtigen Herrschern wie einheimischen Geschlechtern gegenüber stand Nürnberg schließlich im sechzehnten Jahrhundert als Handelsplatz, der den Handel des Orients über Benedig mit dem Norden vermittelte, in voller Blüte. Um diese Zeit erreichte auch die Kunst hier ihren höchsten Aufschwung.

Wenn auch verschiedene, aufeinanderfolgende Zeiten der Stadt ihren Stempel aufdrückten, so hat doch der günstige Zufall es so gefügt, daß uns im ganzen ein einheitliches Bild überliefert ist. Es liegt dies daran, daß ein latent wirkendes Stilgefühl die Geschmacklosigkeit hier fernhielt.

Nicht die Monotonie und Gleichmäßigkeit macht den Stil, nur die Kraft, die in den Formen zum Ausdruck kommt. Und die ist es, die hier gleichmäßig erkennbar ist, mögen auch die Formen wechseln. Das ist die höhere Harmonie, der das äußere Bild der Straßen und Bauten unterordnet ist. Und das Alter und die Zeit stattete all diesen künstlerischen Reichtum mit neuem Reize aus, der das Schöne an jenen kraftvollen Dingen ist: jener edle Rost, jene Rinde, die tödlich über den Dingen liegt.

Die Straßen sind eng und krumm, die Mauern grau und die Häuser schmal und winzig, für damalige Zeit groß und geräumig; Kaiser und Fürsten wohnten mit Vorliebe hier. Die Ziegeldächer leuchten rot. Stolz liegt auf erhöhtem Punkt die Burg mit Türmen und Festigungswerken, und lebhaft werden wir an die Zeit erinnert, wo diese befestigte Stadt trozig allen Angriffen widerstand und innerhalb der breiten Mauern ein so bewegtes Leben politischer, geistiger, künstlerischer Art sich abspielte. Kämpfe mit den Patriziern und mit den Burggrafen galt es auszufechten. Die Reformation fand 1525 Eingang. Melanchthon gründete 1526 ein Gymnasium, vor dem jetzt sein Denkmal steht. Reiche, prunkvolle Privathäuser zeugen von der Unternehmungslust und dem hohen künstlerischen Sinn der Bewohner; Gotik und Renaissance folgen einander.

Neberraschend selten, architektonischen Gestaltungen begegnen wir oft in den Höfen der Häuser Plastik und Malerei und Kunstmalerie faub gleichermaßen umfassende Förderung. Auf den Münzen und Plaketten sprudeln lustig die alten Brunnen Jahrhunderte lang. So ist das Ganze beiwohne wie ein Traum, durch einen Zufall herübergerettet in unsere Zeit, von dem plötzlich der Schleier hinweggerissen ist. Wir sehen all' die Pracht in Fülle und glauben, in einer anderen Zeit zu sein. Die Zeit Dürers, Albrecht Kästlers, Veit Stoß' in all' der Menschen, die Nürnberg verhünt machte, lebt greifbar vor uns auf. Nur wenig stört die Neuzeit das Bild, die mit geschmaclosen Erzeugnissen den Nahmen bricht. Hier vergessen wir Italien und Griechenland und stehen stammend vor der Straßfülle unseres Volkes damaliger Zeit. Lauter Werke, die den Meisterschöpfungen anderer Völker ebenbürtig an die Seite treten. Hier sind Abschlußmöglichkeiten gegeben. Das waren alle einfache Leute, die das schufen, aber mit aufrichtigen stolzem Sinn begabt. Wer an der Kraft unserer Volkes verzweift, der gehe hierher. Es ist eine Fülle hier in Dokumenten festgelegt, die all' da übertrifft, was sonst als vorbildlich empfohlen wird.

*

Was gleich beim Eintritt in die Stadt auffällt, das sind die starken, hohen Quadernmauern, die in ein schlanker King die Stadt umschließen. In einzelnen Stellen hat die moderne Entwicklung diesen King gesprengt, doch ist diese mittelalterliche Festigung noch vollständig genug erhalten, um ein deutliches Bild von dem Umfang der Stadt zu geben. Dieser King ist nicht die älteste Befestigung. Er stammt aus dem dreizehnten Jahrhundert. Wie die Stadt früher aussah im ersten und zwölften Jahrhundert, ehe sie sich zu dem Nürnberg vergrößerte, das wir kennen, ist nicht genau zu bestimmen. Die neue und fast noch vollständig erhaltenen Maueranlage zog sich weit um den alten King herum und bediente eine erhebliche Erweiterung der Stadt.

Vor der Mauer zieht sich ein breiter, trockener Festungsgraben um die Stadt, der jetzt als Promenade benutzt wird. Da geht man in die ganze Stadt herum, steht die viereckigen und runden Türmchen, die mit ihren spitzen und absonderlichen Dächern aus der grauschwarzen Mauer emporragen, ehemals als Wachtürme, als Befestigung dienend. Ganz eigenartlichen, architektonischen Formen begegnen wir da. Ganz schmale, mehrere Stock hohe Türmchen, mit hohem, tiefabgeschlagtem Dach. Wie Schiffsrümpfen sehen die kleinen Feuerböschungen aus. Nun stehen ab und zu rote Blumen darin. Und wenn die Morgensonne auf diese schwarzen Mauern scheint, die noch so unverstehend dauern, stark, fest und allen Witterungen trotzend, wie sie seiner Zeit den Heeren der Widersacher, und sei es Kaiser und Reich, oft monatelang trotzen, dann überkommt einen ein seltsames Gefühl von Kraft und ewiger Jugend. Tief unten gehen wir langsam herum um die Stadt. Grüne Büsche wachsen hier unten, klettern mit ihren Zweigen hinauf, setzen sich fest in den Nisen und Vorsprünge der Mauern, ganze Bäume wachsen auf den Sandsteinquadern. Das alles fügt sich so einheitlich zusammen. Die breiten Schalten der ernsten Mauern, die bizarre Form der Türme, das Grün der Blätter und Zweige, das helle Leuchten der Blumen in den Fenstern, die breite Fläche der roten, schrägen Ziegeldächer.

Diese Mauern sind mit Wehrgängen, Toren, Zinnen versehen, hölzerne Treppenaufgänge beleben reizvoll das ernste, düstere Bild an der Innenseite und in schönen Bogen setzt die Befestigung über die Pfeilz, ohne durch Pfeiler gestützt zu werden. An den entscheidenden Punkten stehen riesige, runde oder vierflige Türme, die mit ihren beinahe schwarzen Quadern dräuend aufgerichtet sind, zugleich als Tor den Eingang über Fallbrücken vermittelnd. Das Frauendor, das Spitteltor, das Lanfertor, das Neutor.

Leider hat die moderne Entwicklung in dieser

festen Gürtel Breschen gelegt. Wir haben jetzt volles Verständnis für die Schönheit dieser alten Städte. Das war nicht immer so. Im achtzehnten Jahrhundert, wo Italien und Griechenland maßgebend waren, schimpfte man diese einheimischen Schöpfungen „barbarisch“ und mischachtete sie nach Kräften. Selbst Goethe, der in jungen Jahren begeistertes Verständnis für die deutsche Baukunst an den Tag gelegt hatte, fiel davon ab und wurde „klassisch“. Erst die Romantik lehrte wieder die Liebe zu diesen alten deutschen Werken, und von da an blieb uns dieses Verständnis erhalten.

Zu einem ganzen Komplex von Burgwehren erweitern sich die Maueranlagen auf dem nahe dem Nürnertor gelegenen Burghügel, einem Sandsteinfelsen am äusseren Nordende der Stadt, zu dem vom Inneru der Stadt aus die Burgstraße hinauf führt, die sich teilt, um links auf dem „Himmelswege“ zur Kaiserburg, geradeaus weiter zur Freiung, zum „fünfeckigen Turm“ (der als das älteste Gebäude der Stadt gilt), zum Kornhaus, später „Kaiserschlössling“ benannt, zum „Lugiusland“, zum „tiefen Brunnen“ führt. Dieser ganze Komplex alter Gebäude liegt malerisch gruppiert auf dem Felsen oberhalb der Stadt, doch noch innerhalb der Stadtmauern. Der „tiefen Brunnen“ reicht bis zu einer Tiefe von 335 Fuß in den Felsen hinab, tief unten sieht man die Wasserfläche. Der „Lugiusland“, mit vier Ecktürmen versehen, wurde von den Nürnbergern gebaut zur Überwachung der burggräflichen Festen, der Hohenzollernburg. Diese bestand früher (als Sitz der Burggrafen von Nürnberg) als die Kaiserburg. Daneben steht das von Hans Behaim d. J. erbaute Kornhaus, auffallend durch ein mit vielen Dachluken besetztes hohes Dach; es diente bei den Kaiserbesuchen als Stallung und erhielt daher den Namen „Kaiserschlössling“. Auf der Brüstungsmauer, die nach außen tief in den breiten Graben abfällt, werden die Hufsspuren gezeigt, die von dem Ross des Hohenritters Eppelman (Eckelein) von Gaistingen herführen sollen, von dem das Wort stammt: „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn.“

Die deutschen Kaiser besuchten gern Nürnberg,

die in reichem Handelsverkehr aufblühende Stadt. Wahrscheinlich aus naheliegenden Gründen; es gab nicht leicht eine Stadt, wo es so viel Geld gab. Dafür erhielten denn die Nürnberger manch wichtige Privilegien. Sie waren auch so schlau, nichts umsonst zu geben. Daher wurde bald die Kaiserburg angelegt, um dem Kaiser jederzeit ein Unterkommen

bemalte Holzdecken treffen wir in den Zimmern an. Der älteste Teil ist in dem „Heldenurm“ erhalten, der den Chor zweier Doppelkapellen enthält, die in der Kaiserburg in zwei Stockwerken übereinander liegen. Unten die düstere St. Margaretenkapelle, wohl als Grabstätte dienend, oben die leichte, mit schlanken Säulen geschmückte Kaiserkapelle, welche romanischen Charakters. Aus den Fenstern der Burg und von der (den Verbrechern zur Freistadt dienenden) Freiung schweift der Blick über die sich drängenden, mit roten Ziegeldächern versehenen Häuschen drunter in der Stadt.

Was besonders bei dieser ganzen Anlage auffällt, das ist das einheitliche Aussehen. Trotzdem Jahrhunderte an diesem Komplex bauten und die Baumeister nach ihren Schöpfungen dem bestehenden Alten anlieberen, so dass romanische, gotische Renaissance-motive abwechseln, stört niemals ein Durcheinander das Auge. Im Gegenteil, Jeder wird beim ersten Eindruck das überwältigende Gefühl haben, hier endlich einmal wieder ein architektonisches Ganzes vor sich zu haben, so einheitlich ist da alles gewachsen, vom Felsen an, der als natürliche Anlage künstlerisch sehr nutzbar ist, bis zu dem das Mauerwerk schmückenden Grün der Sträucher und dem schönen, alten Hof der Dächer. Es ist das eine Lehre, die sich unsere Baumeister zu Herzen nehmen sollten. Stil ist nicht monotone Übereinstimmung und Nachahmung und Wiederholung gegebener Motive, sondern auf die Kraft der künstlerischen Neuerung kommt es an. Ist die vorhanden, so gliedert sich alles geschickt an. Das Alter der Zeit umkleidet die Dinge mit edler Patina und

gerade durch die Verschiedenartigkeit erhöht sich der Reiz des Bildes.

Diese verschiedenen Häuserformen, diese runden, eckigen, schmalen, breiten, hohen Giebel und Erker, gotische, romanische Ornamente und Formen, deuten sich die Renaissance anschließt, gliedern sich alle vollkommen der Gesamtheit an, weil jedesmal der Baumeister ein Künstler war, der mit Energie das sagen wollte, in den Formen, die ihm, seinem Willen, am nächsten lagen, nicht weil frühere Zeiten ihm Vorbild lieferten. Gerade daß seine Sprache eine

Hans im Glück. Nach einer Zeichnung von Fritz Reiß.

bieten zu können. So gibt es hier also zwei Burgen: die Kaiserburg und die dieser vorgestagerte Festung des Burggrafen. Auf dem Hof steht eine alte Linde, abgestorben und morsch; sie soll von der Kaiserin Stimigunde im ersten Jahrhundert gepflanzt sein. Zu der Zeit wurde auch der Bau in Angriff genommen, den Barbarossa dann erweiterte. Neuerdings hat auch, in der Mitte unseres Jahrhunderts, die moderne Restaurationswut an diesem alten Gebäude gescrevelt, und allerlei Ergänzungen, innen und außen, vorgenommen. Schöne, alte Fachelfen und

andere war, als die Vorzeit zeigte, das ermunterte ihn zum Wagnis; er wollte anders sein, er musste anders sein, er musste neues wagen. Darin liegt das Geheimnis. Und darum — um dieser aufgespeckerten, künstlerischen Kraft willen — ist hier im Endresultat die Einheit. Während die künstlerische, nachahmende Einheit der Architektur unserer Zeit monoton, steinlich ist und im Entstehen schon den Stempel der Mächtigkeit trägt. Hier — gegen — ist alles ganz natürlich und gesund gewachsen, den jeweiligen Verhältnissen verschieden angepasst und darum — wie fein ist die Landschaft als Grund angenommen, der dem Ganzen den Sinn und die Verallusion gibt, so doch schließlich zusammen mit dem Fels ein Organismus, vielgliedrig, vielfältig, lebendig vor uns steht und keine „stilgerechte“, „aufgebaut“ Banzeichnung — bauert es, ohne Verfallsspuren zu zeigen, als stützendes Bauwerk durch Jahrhunderte.

*

Man darf in Nürnberg nicht die Kirchen vergessen, jene eigenartigen Bauwerke, die in ihrem Inneren einen ganz anderen Geist atmen, als die pomphafsten Szenerien der nach italienischen Mustern gebauten und eingerichteten Werke der kirchlichen Architektur, die wir sonst kennen. Auch hier dieser Sinn für die intime, heimliche Wirkung. Es ist uns gar nicht so, als treten wir, wie sonst, in feierlich und verblüffend wirkende Räume. Da finden wir Werke der Nürnberger Künstler, Gemälde, Steinskulpturen, Grabdenkmäler, alles redet in verwandten Formen zu uns. So ganz eigen nimmt diese Umgebung an. Diese Nürnberger gestalteten auch ihre Kirchen so, daß ein besonderer Charakter in ihnen sich offenbart. Ihre Kirchen fallen nicht heraus durch fremden Stil, es ist eine gleichmäßige, fortlaufende Linie künstlerischen Schaffens, die alles umfaßt.

Die in gotischen Stil erbaute Frauenkirche (an Stelle einer 1349 abgebrochenen Synagoge) stammt aus den Jahren 1355—1361. Die Fassade, die dem Hauptmarkt zugewandt ist, macht einen feinen, zierlichen Eindruck durch die reichen, schmalen Säulenarkaden, die den Giebel besetzen, in der Mitte steigt ein Glockenturmchen empor, das mit einer Zwiebelhaube abschließt. Vor dem eingeschossigen, länglichen Chor liegt eine vierseitige Vorhalle, auf der eine fünfselige, spitzbogige Kapelle aufgesetzt ist. Auf dem sehr ausgedehnten Markt nimmt sich dieser Bau, der mit seinem Chor zugleich den kleinen Obstmarkt berührt, wie ein Schnuckstück aus, das schnell aus der Hand gesetzt wurde. Und wenn es zwölf Uhr schlägt, marschieren über die Vorhalle die beweglichen Figuren der sieben Kurfürsten um den Kaiser Karl IV. langsam und feierlich herum, und Bläser sezen ihre Trompeten an. Es ist das sogenannte „Münleinlaufen“, ein Uhrwerk, 1506 bis 1509 vom Schlosser Jörg Heuß und dem Schmied Lindenaust künstvoll geschaffen.

Die gleichfalls gotische St. Lorenzkirche zeigt imposantere Formen. Beim Aufblick dieser Kirche, deren herrliches Portal von zwei hohen, achteckigen Türmen flankiert wird, während über der Mitte ein zierlich durchbrochener Giebel sich zuspielt und zwischen Portal und Giebel eine mächtige Fensterrose in dunklen Farben bunt glüht, denkt man unwillkürlich an die mächtigeren Bauwerke in Straßburg, Freiburg und Köln. Es ist dieselbe reife, deutsche Gotik, die aus diesen Formen redet. Im Inneren führt eine steinerne Freitreppe aus einer Kapelle zur Empore, die eine Darstellung im Relieff enthält, eine Platte, die ein Stück Fleisch schnell davonträgt. Der Sage nach soll damit ein eingemauerter Mönch ernährt worden sein. Die Fensterrose misst 9 Meter im Durchmesser. Reiche Skulpturen schmücken das Portal. Prächtige, dunkelfarbige Glasgemälde dämpfen das Licht, eine Fülle von figürlichen Darstellungen entfalten sie in kleinem Maßstab, doch nie zerstreut sich die einheitlich ruhige Farbenvielfalt, deren reizvolle Nuancen nebeneinander gesetzt sind wie impressionistische Tüpfelchen. Hans Simhoff stiftete das von Adam Krafft und seinen zwei Gesellen gearbeitete „Sacraments-

hänschen“, eine eigentlich Turnpyramide von 20 Meter Höhe, die oben an der Spitze leicht gekrümmkt ist. Unten sitzt Adam Krafft zwischen den Gesellen. Auf ihnen baut sich die Pyramide auf. Eine eigenartige Konstruktion — die einzelnen Teile, schnidbarer Stein, sind auf Metallrähte aufgereiht — ermöglicht eine staunenswerte Weitseitigkeit des architektonischen Schmucks, die jedoch trotz seiner Lebhaftigkeit so gegliedert ist, daß es nie überladen ist. Man kann die Wirkung dieser sauberen, diffizilen Arbeit mit dem Aussehen eines Spitztuches vergleichen. Blumen und Blattgewinde ranken sich zwischen Engelsgestalten. Reliefsdarstellungen und Gruppen fliegen sich ein. Alle harten Kanten sind besetzt. Der Stein ist stammenerregend weich in der Kontur. 1493—1500 fertigte es der Meister. Von der Decke der Kirche hängt ein Holzschnitzwerk von Veit Stoß „Der englische Gruß“ herab, das von der Familie Tucher 1518 gesetzt ist, eine überlebensgroße Gruppe, von einem weiten Kreuz von Rosen umrahmt, mit Medaillons besetzt, ein Zeugnis für die reifer und stiller gewordene Kunst dieses Künstlers, der sonst einem rücksichtslosen Naturalismus huldigte. Von Peter Vischer erhält ein 1489 gegossener Messingkronleuchter her, der sich durch schöne, leichte Verhältnisse auszeichnet. Wandteppiche, holzgeschnitzte Altäre ergänzen den Innenschmuck. Der Bau der Kirche begann Ende des dreizehnten Jahrhunderts, dann wurden späterhin manche Erweiterungen vorgenommen, bis 1477 der Bau in seiner jetzigen Gestalt dastand.

Drei Zeitalter vereinen sich in der Sebaldiskirche. Ein romanischer Bau vom ersten Jahrhundert bildet den Grundstock, 1309 wurde dieser im frühgotischen Stil erweitert, 1361—1377 folgte man dem noch einen Ostchor bei in entwickeltem gotischen Stil. Hier greift wieder alles zusammen, um ein einheitliches, behende intimes Kunstwerk zu schaffen. Wie reich ist der Schmuck des östlichen Portals, der sogenannten „Brautthrone“! Allerlei Flechtwerk zierte den Spitzbogen, unter dem auf kleinen Postamenten die lebensvollen Figuren der sieben Törichten und klugen Jungfrauen stehen. Wie zart sind alle diese Eltern, behaftet zeichnerisch feingliedrig hebt sich das Rankenwerk und die Ornamentik ab. Es ist eine verschwenderische Fülle hier ausgeschüttet. Wie hat sich hier das Bürgertum von der drückenden Enge der alten Kirchen befreit. Es stattet mit unverkennbarer Freude jene hohen, spitzbogigen, unendlichen Hallen aus, in denen Luft und Licht schön webt, während früher, wie noch der Westchor zeigt, das Innere niedrig, dunkel und unfreundlich war. Reliefs schmücken die Wände. Heiligengestalten, zierlich und anmutig gebildet, stehen unter Baldachinen, aus verschiedenen Materialien gebildet, und Farben helfen den festlichen, fröhlichen Eindruck erhöhen.

Auch hier finden wir, an der Außenseite angebracht, ein figurenreiches Relief von Adam Krafft, das sogenannte „Schreyersche Grabmal“, 1492 gearbeitet. Mit fester Hand ist auch hier das Leben gestaltet; ergreifend ist die Grablegungsgruppe. Der Künstler selbst hat sich in einem Mann dargestellt, der, mit Hammer und Zange in der Hand, aus einem Hohlweg tritt. Veit Stoß (1499) lieferte drei Hochreliefs in Stein, Veit Hirschvogel ein kräftig leuchtendes Glasfenster, Hans von Kulmbach Altarbild nach Dürers Zeichnung.

Vor allem zieht hier das berühmte Sebaldis-Denkmal Peter Vischers die Blicke auf sich. Dreizehn Jahre arbeitete Peter Vischer mit seinen fünf Söhnen daran. Die italienische Renaissance hat hier Platz gestanden. Peter Vischer, ein alter Mann, besaß noch Jugendkraft genug, während früher seine Entwürfe immer gotischen Charakter zeigten, diese neu einbringenden Ideen, die wahrscheinlich sein Sohn Hermann aus Italien mitbrachte, sich ganz zu eigen zu machen. Er stellte sich auf Seiten des Neuen und leistete gleich in der ersten Arbeit Mustergültiges. Es zeugt das von einer Freiheit des Geistes, einer künstlerischen Jugend, die in unserer heutigen Zeit unbekannt ist.

Ein silberner Sarg steht auf einem Sockel, dieser umgibt ein Baldachin, Schnecken tragen die

unterste Platte, auf schlanken Säulen stehen die zwölf Apostel; alles feinst durchgebildete und trotz ihrer Kleinheit hoheitsvolle Gestalten, ruhig und ernst blickend.

Hier spielt man den Einfluß der Antike in der Auffassung dieser Gestalten. Der männliche Gestalten sitzen wie zum Schluß an den vier Ecken. Die reichsten allegorischen Darstellungen sind über das Ganze versprent und kunstvoll zueinander in Beziehung gebracht; der gesetzte heilige Olymp, die Eugeniden, die Alchenräder und Propheten und allerlei Putten treiben hier ihr neckisches Spiel, den Ernst unterbrechend; sie musizieren, necken die Tiere, purzeln übereinander, verschlingen sich in Blumen.

Dieses Grabmal gilt als das erste Denkmal der Frührenaissance. Der Künstler, der von nun ab ganz zu den neuen Idealen überging, in denen er deutsches und italienisches Wesen verschmolz, hat sich selbst an dem Grabmal dargestellt, so wie er ging und stand in der Werkstatt, mit Schurz und Werkzeug. Jedes Motiv ist hier neu gestaltet, wie lebt eines wieder. Unerhörbarlich ist der Reichtum dieser bildnerischen Phantasie.

Wie alles: ihr Helm, ihre Stadt, so gestalten die Nürnberger auch ihre Kirchen intim. Es ist eine Wärme in diesen Innenräumen und in der Außenarchitektur, die sonst selten zu finden ist; ein ganz eigener Geist, der hier walzt. Diese Kirchen machen einen ganz anderen Eindruck als sonst; es ist so viel liebenswürdige Persönlichkeit in all' den sonst fremden und steifen Formen. Nichts hat diese kraftvollen Menschen abgehalten, überallhin drang ihr künstlerischer Schaffensgeist. Wie vornehm und fein wirkt der kühle Ton des grauen Steins, dessen Eleganz durch keinen Schmuck gefährdet wird, nur das Sonnenlicht spielt da herein. Ein paar Glassfenster geben die einzigen farbigen Töne, sonst Reliefs, Skulpturen, Steinsäcke. Wie warm und intim wirkt das alles!

Die kleine gotische St. Moritzkapelle steht nicht weit von der Sebaldiskirche; ein einfacher, schmuckloser Bau, dadurch berühmt, daß sich an ihm die größte Sehenswürdigkeit Nürnbergs befindet: das uralte Bratwurstglöcklein. Diese kräftigen, selbstbewußten Bürger hatten keine heilige Scheu vor dem Gotteshaus. Die kleine Wirtschaft ist eins mit der Kapelle, ein Seitenflügel. Schon 1400 soll sie bestanden haben, 1519 wird sie erwähnt. Herrlich ist noch alles erhalten; das winzig kleine Gebäude ist wie aus einem Museum genommen, eine Kölle, die so klein ist, daß kaum einer darin stehen und sich bewegen kann. Da muß man aber hindurch, immer gebogenen Hantels, wenn man in die Gaststube will, wo nur zwei Tische stehen, um die alles herumsitzt. Voller Erinnerungen stehen die Wände. Jeder erhält einen Teller, auf dem vier winzig kleine, aber sehr schmackhafte Bratwürste mit einem Häufchen Sauerkraut liegen; dazu ein Krug echter Nürnberger Bräu, dunkel und süßig. Auf dem Tische stehen Krübe, hoch angefüllt mit leckerem Weißbrot. Draußen stehen Rosenbäume, deren kleine, rote Blüten wunderlich kontrastieren zu dem Grauschwarz der alten Steine. Auch hier diese warme Intimität. Wie lauschig ist hier alles! Man denkt, man ist in einer ganz anderen Welt. Und während man hier sitzt, wo alles sich drängt, geht und kommt, in dem winzigen Gelatz und draußen auf dem Hof die Würste spritzen und knallen, beschafft man sich wohl all' die Denkwürdigkeiten. Jeder erhält ein Gedicht zum Andenken, das die Vorzüglich und Erinnerungen dieser Garküche ins rechte Licht setzt. Und da fällt einem plötzlich jenes einfache Schild in die Augen, das über der Tür hängt, auf dem die einfache und stolze Mitteilung zu lesen ist: „In diesem Hans waren Stammgäste Peter Vischer, Adam Krafft, Veit Stoß, Willibald Pirckheimer, Michael Wolgemuth, Hans Sachs, Albrecht Dürer.“ Und da wird einem ganz eigen zu Mute. Die Zeit scheint still zu stehen. Und still senkt man das Haupt und denkt eine Weile andächtig an diese großen, einfachen Männer unseres Volkes, die unsere deutsche Kunst so hoch emportrugen, daß alle Welt mit Staunen auf sie blickt.

(Schrift folgt.)

→ Hans im Glücke. ←

Von Adalbert v. Chamisso.

Willst zurück zu deiner Mutter?
Hans, du bist ein braver Sohn;
Hast gedient mir treu und redlich;
Wie die Dienste, so der Lohn;
Gebe dir zu deinem Gold
Diesen Klumpen da von Gold;
Bist du mit dem Lohn zufrieden,
Hans im Glücke!"

"Ja, zufrieden und die Mutter,
Ja, die gute Mutter soll
Mich beloben und sich freuen,
Alle Hände bring' ich voll;
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagkind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!"

Und er ziehet seine Strafe
Rüstig, frisch und frohgesinnt;
Doch es sticht ihn bald die Sonne,
Die zu steigen schon beginnt,
Und der Klumpen Gold ist schwer,
Drückt die Schulter gar zu sehr;
Du erlegest untern Golde,
Hans im Glücke!"

Kommt ein Reiter ihm entgegen; —
"Schimmell ei, du mut'res Tier!
Aber schleppen muß ich, schleppen
Den verwunschenen Klumpen hier;
So ein Reiter hat es gut,
Weiß nicht, wie das Schleppen tut;
Hätt' ich diesen Schimmel, wär' ich
Hans im Glücke!"

"Schimmel, sage mir, was ist es,
Was du da zu schleppen hast?" —
"Nichts als Gold, mein werter Ritter." —
"Gold?" — "Und mich erdrückt die Last." —
"Nimm dasfür den Schimmel." — "Top!" —
Und so reit' ich, hop, hop, hop!
Trabe, Schimmel, trabe, Schimmel!
Hans im Glücke!"

Hop, hop, hop! der dumme Teufel
Schwicht nun unter meinem Schuh;
Hop, hop! Hop, hop! lachte, Schimmel!
Pfui dich! — Plauhl ein Seitenatz,
Und er lieget da zum Spott,
Dancket aber seinem Gott,
Daß er nicht den Hals gebrochen,
Hans im Glücke.

Kommt ein Bauer, treibt gemächlich
Vor sich hin ein mag'res Kind.
"Halt den Schimmel! Halt den Schimmel!"
Schreit ihn an, das Glückeskind;
"Hal es lief sehr glücklich ab,
Aber hart ist doch der Teufel,
Und ich will nicht wieder reiten,
Hans im Glücke!"

Eine Kuh gibt Milch und Butter,
Der Besitzer hal's nicht schlecht." —
"Wollt ihr mit den Tieren tauschen?
Mir ist schon der Schimmel recht." —
"Mit den Tieren tauschen? Top."
Trabe, Bauer, hop, hop, hop!
Selig, überselig preist sich
Hans im Glücke.

"Erst den Dienst, und dann die Würde,
Wieder nun den Schimmel los!
Immer besser! immer besser!
Nein, mein Glück ist allzu groß! —
Und im heißen Sonnenschein
Findet bald der Durst sich ein:
Hast ja deine Kuh zu melken,
Hans im Glücke."

Melken also; er versucht es,
Nicht gelehrt es ganz und gar,
Weil er Melken nicht gelernt hat,
Und die Kuh ein Ochse war;
Und er stößt und wehret sich:
"Pr! Pr! ruhig! Denkt du mich,
Wilde Weste, tot zu schlagen?
Hans im Glücke."

Und des Weges zog ein Mehger,
Der ein Schwein zur Mehig trieb:
"Esel, bleibe von dem Ochsen,
Hast du deine Knochen lieb?" —
"Von dem Ochsen?" — "Tritt zurück!"
"Ist's ein Ochse? Welch' ein Glück!
Ich erfah' es noch bei Beeten,
Hans im Glücke."

Aber ach! die Milch? die Butter?
Nun, der wird zu schlachten sein.
Aber Schweinefleisch ist besser,
Und ich lobe mir das Schwein;
Schweinebraten, Rippenspeier,
Speck und Schinken, ja, noch mehr,
Frische Wurst und Mehlsuppe!
Hans im Glücke!"

"Dieses alles kannst du haben,
Gib dasfür den Ochsen hin;
Willst du lauschen?" — "Herrlich gerne!
Ja! der Handel ist Gewinn.
Auf mein Schweinchen, trabe du
Lustig unserm Dorfe zu;
Hal die Mutter wird mich loben,
Hans im Glücke!"

Und es hat ein loser Bube
Bei dem Handel ihn belauscht,
Hätte gern auf gute Weise
Sich von ihm das Schwein ertauscht;
Kommt daher mit einer Gans,
Schaut das Schwein an, dann den Hans:
"Hast du selbst das Schwein gestohlen,
Hans im Glücke?"

"Schwein gestohlen?" — "Wie denn anders!
Hal das ist gestohl'nes Gut.
Sei du mir im nächsten Dorfe
Vor dem Schulzen auf der Hut;
Auf der Inquisitienbank,
Dort im Amtshaus . . ." — "Gott sei Dank!
Das erfah' ich noch bei Beeten,
Hans im Glücke!"

"Nun, dir wäre schon zu helfen,
Mach' ich doch mir nichts daraus;
Gib das Schwein und nimm den Vogel,
Ich gehöre hier zu Haus,
Weiß die Schliche durch den Wald,
Man erlappt mich nicht so bald." —
"Hal schon wieder außer Sorgen,
Hans im Glücke!"

Freuen wird sich doch die Mutter.
Eine Gans ist gar kein Hund,
Und nach gutem Gänsebraten
Wässert lange mir der Mund;
Und das edle Gänselfett!
Und die Daunen für das Bett!
Hal wie wirst darauf du schlafen,
Hans im Glücke!

Nicht das Beste zu vergessen,
Auch der Federklei viel!
Nichts ist mächtiger auf Erden,
Als ein solcher Gänselfiel,
Wenn der Kantor Wahres spricht;
Aber schreiben kannst du nicht;
Hättest schreiben du gelernt,
Hans im Glücke!"

Und ein lust'ger Scherenschleifer
Kam daher die Straß' entlang,
Machte Halt mit seinem Karren,
Nied die Hände sich und sang:
"Geld im Sack und nimmer Not,
Meine Kunst ist stich'res Brot."
"Könnt' ich diese Kunst, so wär' ich
Hans im Glücke!"

"Kerl, wo hast du diese Gans her?" —
"Hab' getauscht sie für mein Schwein."
"Und dein Schwein?" — "Für meinen Ochsen!" —
"Diesen?" — "Für den Schimmel mein."
"Und den Schimmel?" — "Für mein Gold."
"Gold?" — "Ja; meiner Dienste Gold." —
"Wißt du hast dich stets gebessert,
Hans im Glücke!"

Aber Eins mußt du bedenken!
Eine Gans ist bald verzehrt,
Mußt auf eine Kunst dich legen,
Die ein stich'res Brot gewährt."
"Meister, ja, das mein' ich auch,
Lehrt mich Scherenschleiferbrauch,
Bin ich Scherenschleifer, bin ich
Hans im Glücke."

"Willst dafür die Gans mir geben?" —
"Hal es lohnet wohl der Kauf."
Zwei der Steine, die da lagen,
Hebt der Schalk vom Boden auf,
Wohlgerundet, glatt und rein,
Nicht zu groß und nicht zu klein:
"Wirst ein lust'ger Scherenschleifer,
Hans im Glücke!"

Her die Gans, und nimm die Steine,
Trage sie im Arme, sol
Auf dem Slopft du, auf dem schleifst du,
Und das ist das U und O.
Geld im Sack und nimmer Not,
Deine Kunst ist stich'res Brot;
Alles andre wird sich finden,
Hans im Glücke!"

Und er nimmt mit Gans und Karren
Schnell den nächsten Seitensteg;
Hans mit seinen Steinen ziehet
Zubilierend seinen Weg:
"Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagkind wohl sein,
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!"

Aber späte war's geworden,
Fern das Dorf und Essenszeit,
Nichts gegessen, nichts getrunken,
Hunger, Durst und Müdigkeit;
Und die Steine waren schwer,
Drückten wie das Gold auch sehr:
"Holte die der Teufel, wär' ich
Hans im Glücke!"

Dort am Brunnen will er trinken,
Setzt wie ein bedächt'ger Mann
Auf den Rand die Steine nieder,
Schaut sich um und stößt daran;
Plumps! sie liegen in dem Grund,
Und er lacht den Bauch sich rund:
"Auch der Wunsch ist eingetroffen,
Hans im Glücke!"

"Zu der Mutter!" ruft er freudig,
"Zu der Mutter, leicht zu Fuß!
Sollst mich loben! sollst dich freuen;
Bringe Glückslüberflut;
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagkind wohl sein.
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!"

Tendenz-Sagen. Auf die „Lust zu fabulieren“ werden gewöhnlich jene Erzählungen aus dem Altertum zurückgeführt, deren sagenhafter Charakter schon in ihrem Inhalt sich anzaprägt oder durch die historische Forschung nachgewiesen ist. Die Phantasie nimmt man an, habe sie entweder vollständig aus sich herausgesponnen, oder ein wirtliches Fattum mit allerlei Gutaten ausgeschmückt und ins Genialionelle, Wunderbare, Münchhausenische aufgebaut und ausgemalt. Das ist aber wohl nur zum Teil zutreffend. Nicht wenig antike Sagen, sowohl politische wie unpolitische, scheinen vielmehr ihre Entstehung einer bestimmten Tendenz zu verdanken. Dingierte Regeltheiten aus vergangenen Perioden wurden erzählt und in Umlauf gesetzt, um für bestimmte Zwecke Stimmung zu machen, Sympathien und Antipathien gegen Streitungen und Strömungen oder Zustände wie gegen gewisse Persönlichkeiten oder Stände zu wecken und zu stärken, oder auch auf die schrankenlose Willkür Mächtiger abschreckend zu wirken.

Eine solche Tendenzsage dürfte z. B. die allbekannte spanische Don Juan-Sage oder die Sage vom steinernen Gast sein, die zuerst von Cirso de Molina dramatisch bearbeitet wurde. Die Absicht war, der Zügellosigkeit adeliger Lüstlinge einen Dämpfer aufzusetzen, um die Frauen und Mädchen des Volkes vor ihnen zu schützen.

Lehnlich war die gleichfalls bekannte Sage vom Bischof Hatto und dem Mausjetu im bei Bingen auf die brutale Hartherzigkeit der Machthaber geprägt. Doch schon im Altertum begegneten uns der gleichen. Wenn z. B. nach dem Buch Daniel der babylonische König Nebukadnezar sieben Jahre lang dem Wahnsinn verfiel, mit den Stieren auf dem Felde weidete und Gras fraß, „bis sein Haar wuchs so groß als Adlers Federn und seine Nägel wurden wie Vogelklauen“ — natürlich zur Strafe für seine Unbillen gegen den jüdischen Staat und die Juden — so sollte damit eine dem jüdenfeindlichen Antiochus Epiphanes, unter dessen Regierung das Buch Daniel abgeschafft wurde, Angst eingejagt werden.

Eine politische Tendenzsage zu Gunsten einer Dynastie und zur Stimmungsmache gegen ihre Rivalen ist offenbar die Erzählung von der Auseinandersetzung des goldenen Kalbes in der Wüste. Bekanntlich trat nach Salomonos Tod 975 v. Chr. die Spaltung des israelitischen Reichs ein in das größere nördliche Reich Josef-Israel unter Jerobeam I. und das kleinere südliche Reich Juda unter Methabeam, dem Sohne Salomos. Der erstere stützte seine Macht auf eine Allianz mit der Großmacht Ägypten, wo er sich lange als Flüchtling vor Salomo, gegen den er einen Putsch versucht hatte, aufgehalten hat. Demgemäß gab er auch dem Kultus einen ägyptischen Zuschnitt. Zahabeh (Zebophah), der ehemalige Stammesgott Judas, der mit der diesem Stamm angehörigen davidischen Dynastie zum Nationalgott avanciert war, wurde durch den ägyptischen Apis erschlagen. „Der König“, erzählt das Buch der Könige, „hieß einen Stab und machte zwei goldene Kübler und sprach: Siehe, da sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägyptenlande geführt haben. Und sah das eine zu Bethel und das andere zu Dan.“ Dabei wird auch der neuen Priesterschaft tadelnd gedacht, die sich zu diesem Küblerkultus hingab. Genau mit denselben Worten wird in der Erzählung vom goldenen Kalb dieses den Büßenspilgern vorgestellt: „Das sind deine Götter, Israel, die dich aus Ägyptenlande geführt haben,“ und dabei wird der Priester Aaron als Verfertiger des goldenen Kalbes und Arrangeur seines Kultus demunziert. Die Tendenz ist offenbar: mit der Sage und dem schweren Strafgericht, das darauf folgte, sollte in Juda gegen den nördlichen Rivalen, dessen Kultus und Priesterschaft Stimmung gemacht werden.

Der Stamm Josef war der Grundstock der nördlichen Reichshälfte, wie Juda der der südlichen. Zwischen beiden Stämmen bestand schon vor der Spaltung eine Rivalität um die Hegemonie, wie aus den geschichtlichen Berichten und auch aus poetischen Stellen mehrfach ersichtlich ist. Suchte man im Süden mittels der Sage das Volk dem Norden abspenstig zu machen, so suchte man dagegen im Norden auf denselben Wege das Volk zu gewinnen. In der anmutigen Episoden reichen Josephsage, die deutliche Züge einer späteren Entstehungszeit aufweist, ist die Tendenz zu Gunsten des nördlichen Reiches unverkennbar. Schon am Anfang derselben wird dem Josef durch Träume offenbart, daß er zur Herrlichkeit über seine Brüder prädestiniert sei. Er wird von den Brüdern deshalb angefeindet und auf den Rat Judas nach Ägypten als Sklave verkauft. Als Minister erwies er sich großmütig gegen seine Brüder, lädt sie und den alten Vater nach Ägypten kommen und wird auch nach dem Tode des letzteren

ihre und ihrer Familien Ernährer und Wohltäter. Dass die ganze Erzählung von den Eltern und den zwölf Söhnen Jakobs als Stammbücher der zwölf Stämme dichterische Personifikationen enthält, wie etwa Germania als Stammmutter der Deutschen mit ihren Töchtern Preußen, Bayern und so fort, ist klar. In der Ausformung der Josephsage erkennt man aber unschwer die politische Tendenz.

Noch mehr. Die vielen Unwahrheiten und die Wunder, womit die ganze Sage von der ägyptischen Anechtsehaft und Beschwörungsumgang gespielt ist, machen sie gänzlich als Dichtung verdächtig. Sie ist denn auch schon von Forschern, die sich nicht geniert haben, gegen den Stachel der Orthodoxie zu lösen, ins Fabelreich verwiesen worden. Viel glaubwürdiger ist, daß die Israeliten aus den Euphratländern in Palästina eingewandert waren, daher ihr Name Hebräer (Ibrim), „die von jenseits des Stromes (Euphrat) eingewanderten“. In ägyptische Sklaverei möchten freilich mehrfach jüdische Massen weggeführt worden sein, da die südliche Reichshälfte Juda als „Pufferstaat“ zwischen Ägypten und dem nördlichen Reich eingefüllt war und ägyptische Heereszüge über die Meerenge von Euez und Syrien-Palästina in Asien vordrangen und wieder zurückmarschierten, ab und zu sogar das Land selbst besetzten. Freigesetzten, nomadisierten solche Slaven längere Zeit in der Wüste Arabiens. Solche Massenversklavungen mögen das Motiv abgegeben haben für die Sage, die den Zweck hatte, gegen den Verbündeten Herobeamus und die Ägyptomanie des nördlichen Reiches und damit gegen dieses selbst und seine Dynastie das Volk einzunehmen. — rn.

Größe und Lebensweise. Die Größe eines Tieres übt den mannigfachsten Einfluß auf seine Lebensgewohnheiten aus. Dass der Elefant sich nicht in die Erde verkriecht wie die Maus, hängt nicht nur unmittelbar mit der Größe zusammen, sondern die Maus braucht die Schlupfwinkel, um sich gegen die zu rasche Wärmeausstrahlung ihres Körpers zu schützen, der im Verhältnis ihrer gesamten Größe zu der des Elefanten eine viel bedeutendere Oberfläche hat. Auf den ersten Blick Klingt das vielleicht paradox; aber eine leichte Überlegung zeigt, daß es sich wirklich so verhält. Die Körperoberflächen wachsen nämlich im Verhältnis der mit sich selbst multiplizierten Längsdimensionen, die Körperinhalt dagegen im Verhältnis der noch ein weiteres Mal mit sich multiplizierten Längen. Ist also der Elefant in den Längsrichtungen etwa 40mal so groß wie die Maus, so ist seine Körperoberfläche das $40 \times 40 = 1600$ mal so groß von derjenigen der Maus, sein Körperinhalt übertrifft den der Maus aber um $40 \times 40 \times 40 = 64000$ mal. Dem 64000 mal so großen Körper entspricht also nur eine 1600 mal so große Oberfläche, d. h. die Maus hat im Verhältnis zu ihrer eigenen Größe, verglichen mit der des Elefanten, eine 40mal so große Oberfläche wie dieser. Danach ist es verständlich, daß die Wärmeausstrahlung und Verdunstung durch die Haut der kleinen Tiere eine viel energischere und raschere ist, als bei den großen. Der Schutz, den jenen die wärmere Luft der Schlupfwinkel in Kellern und Erdlöchern gewährt, ist also ein durchaus naturgemäßer.

Mannigfache andere Einrichtungen im Bau und in den Funktionen der Organe hängen ebenfalls mit dieser Tatsache der rascheren Wärmeausstrahlung bei den kleineren Tieren zusammen. Durchweg geht Puls und Atmung bei ihnen schneller, das Blut wird rascher durch den Körper getrieben und schneller wieder mit Sauerstoff versorgt. Auch findet es in den entsprechend kleineren Lungenbläschen entsprechend größere Flächen, durch die der eingeatmete Sauerstoff ihm zugeführt wird. Infolgedessen findet man bei den kleineren Tieren durchweg eine höhere Blut- und Körpertemperatur, energischere und raschere ist, als bei den großen. Der Schutz, den jenen die wärmere Luft der Schlupfwinkel bei der Maus dagegen 41 Grad, bei der Schwäbe aus naturgemäß.

Die gesteigerte Atmung ist mit einer gesteigerten Lebensfähigkeit verbunden, die auch eine vermehrte Nahrungsaufnahme notwendig macht. Kleine Tiere fressen denn auch erheblich mehr als große, verhältnismäßig natürlich, und gehen bei Nahrungsmangel außerordentlich schnell zu grunde. Mit der gesteigerten Lebensfähigkeit hängt zweifellos auch ihre starke Vermehrung und schnelle Entwicklung zusammen. So unentwidest die jungen Mäuse zur Welt kommen — sie sind nackt und blind — so bleiben sie doch nur wenig über 14 Tage unter der Obhut ihrer Mutter, und nach zwei Monaten sind sie bereits voll entwickelt und fortpflanzungsfähig. Der junge Elefant dagegen kommt wohl ausgebildet zur Welt, wird aber länger als ein Jahr von der Mutter gesäugt, und wird erst mit 20 Jahren fortpflanzungsfähig.

Auch die Kraftleistungen kleiner Tiere beim Klettern, Springen, Fliegen, Schleppen von Lasten usw. sind bekanntlich im Verhältnis viel erheblicher, als die der großen. Die Kraft der Muskeln hängt nämlich ebenfalls vom Querschnitt ab. Hat also ein Muskel des Elefanten in allen Richtungen die 40fache Länge des entsprechenden Muskels der Maus, so hat er nur 1000 mal so große Leistungsfähigkeit, während der Elefant doch 64000 mal so große Körpermasse hat. Damit hängt auch zusammen, daß die Größe der großen Tiere unverhältnismäßig dick sind; denn auch die Festigkeit der Knochen richtet sich nach ihrem Querschnitt, nicht nach ihrer Länge. Um eine 64000fache Last zu tragen, genügt nicht die 1600fache Stärke der Knochen, deshalb muß der Elefant die Knochen säulenförmigen Weise haben, welche die der Maus nicht um das 40fache, sondern um ein mehrhundertfaches übertrifft. Denken wir uns die Dimensionen des Elefanten nur noch um das vierfache vergroßert, so würde die Körperlast um das $4 \times 4 \times 4 = 64$ fache liegen, und die notwendige Unvermögenheit der Beine würde kaum vorstellbar sein. Die größten Elektrolyte, die Wale, lassen sich denn auch vom Auftrieb des Wassers tragen und sind auf das Leben im feuchten Element angewiesen. — bb.

Nahrung und Darmkanal. Wir können nicht saggen, ob es kam, daß ein Teil der Tiere nur animalische Nahrung zu sich nahm, während ein anderer vegetabilische wählt und ein dritter mit beiderlei kost sich ernährt. Die Folgen der Ernährungsweise können wir sehr gut an dem Gebiß und der Mundform erkennen, wir sehen sie aber auch in der verschiedenen Länge des Darmkanals. Wie dieser durch die Nahrung beeinflußt wird, das hat fürzlich auch E. Babak („Biolog. Centralbl.“ 23. Bd.) durch Experimente nachgewiesen. Es war bereits bekannt, daß der Darm bei Pflanzenfressern viel langer ist als bei Fleischfressern und daß die „Allesfresser“ in dieser Beziehung in der Mitte zwischen den ersten beiden Tiergruppen stehen. Beim Schaf und der Ziege beträgt die Länge des Darms 27 Körperlängen, beim Kinde 20, beim Schwein 14—15, beim Kaninchen 19, beim Hund 6 und bei der Krähe nur 4. Gegen diese Abhängigkeit der Darmlänge von der Nahrung führt sich nun nichts einwenden. Dagegen hegt man Zweifel, ob durch Fütterung mit einer bestimmten Kost die Länge des Darmkanals bei einem Tiere individuell beeinflußt werden können. Nach den Experimenten von Babak muß diese Frage nun bejaht werden. Am besten werden sich zu solchen Versuchen Allesfresser eignen, bei denen man leicht die eine oder andere Ernährungsweise anwenden und ihre Folgen beobachten kann. Babak wählte sich zu Versuchstieren Maulquappen aus, die sowohl tierische wie pflanzliche Nahrung zu sich nehmen können. Diejenigen Individuen, die er mit Fleischnahrung fütterte, bekamen einen Darm von nur wenigen Windungen, dagegen war der Darm der mit Pflanzenflocken gefütterten Fröschen sehr reich an Spiralwindungen. Das Gesamtvolumen des Darms blieb bei beiden Gruppen von Versuchstieren dasselbe, die Pflanzenfresser hatten also einen weit engeren Darmkanal. Bei den Individuen, die genügende Kost erhalten, war der Darm ebenfalls ziemlich lang, dagegen etwas weiter als bei den Pflanzenfressern. Der Unterschied in der Darmlänge der letzteren und der Fleischfresser war ziemlich bedeutend. Bei den letzteren betrug sie 4,4 Körperlängen, bei den Pflanzenfressern 7. Bei Maulquappen, die im Freien in natürlichen Verhältnissen aufwuchsen, wurden gar Darmlängen von 16 Körperlängen festgestellt. Während der ganzen Jugendentwicklung bleiben diese Verhältnisse in der Darmlänge dieselben, aber bei der Umwandlung zum Frisch erfahren die Larven eine Verkürzung des Darms, und zwar die Pflanzenfresser eine viel bedeutendere als die Fleischfresser. Beim jungen Frisch ist dann der Darm immer ein- bis zweimal so lang wie der Körper, ganz einerlei, ob er als Maulquappe animalische oder vegetabilische Kost erhalten hat. Die Verlängerung des Darms bei den Pflanzenfressern könnte vielleicht durch die Steigung der sehr voluminösen Pflanzenkost zu stande kommen. Unterseits hat die Länge des Darms bei den Pflanzenfressern die Folge, daß die Verdauungsfäche viel größer ist als beim Darm der Fleischfresser, und da die Pflanzenflocken nicht so konzentriert ist wie die tierische, so würde sie vielleicht nicht gehörig ausgenutzt werden, wenn nicht eine weit größere Verdauungsfäche auf sie einwirke. — tt.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 68, Lindenstrasse 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.